

Inhalt

Einleitung	7
----------------------	---

I. Hybris: Im Bewusstsein der Stärke

1	Der Weg in den Krieg	17
2	«Es kann kaum noch schief gehen»: Der Schlieffen-Plan und sein Scheitern	50
3	Tannenberg und der Aufstieg Hindenburgs	73
4	Das europäische Patt	86
5	Eine Strategie des Durchwurstelns? Das Kriegsjahr 1915	110
6	«Eine barbarische Rohheit ohne Gleichen»: Blockade, U-Boot-Krieg und der Kampf um die amerikanische Neutralität	137
7	Der «Potatobread-Spirit»: Die «Heimatfront» in den ersten zwei Kriegsjahren	160
8	Die Quadratur des Kreises: Falkenhayn und Verdun 1916	183
9	Von allen Seiten: Der alliierte Allfrontenangriff im Sommer 1916 und sein Scheitern	208

II. Klimax: Im Scheitelpunkt des Krieges

10	«Eigentlich kann nur ein Wunder uns retten»: Die deutsche Führung und die Kriegsaussichten im Herbst 1916.	229
-----------	---	------------

11	Panischer Aktivismus: Die Radikalisierung der Kriegführung unter der dritten Obersten Heeresleitung	248
12	«Ein meisterhafter Coup»: Die Friedensfühler des Dezember 1916.	276
13	Das verspielte Remis: Der unbeschränkte U-Boot-Krieg und der Kriegseintritt der USA.	292

III. Nemesis: Die Niederlage der Mittelmächte und die Zerstörung des alten Europa

14	Die militärischen Entwicklungen im ersten Halbjahr 1917.	323
15	Die erste russische Revolution und die Chancen auf Frieden mit der russischen Demokratie	338
16	«Kriegspsychose»? Das Friedensangebot des Deutschen Reichstags und die Ablösung Bethmann Hollwegs . . .	351
17	«Die Entlarvung der Mittelmächte»? Sieg und Friedensschluss im Osten	365
18	«Glänzend, aber hoffnungslos»: Die Lage des Deutschen Reiches um die Jahreswende 1917/18.	398
19	«Ludendorffs Hammer»: Der Angriff im Westen 1918 .	422
20	«Jetzt war der Krieg verloren»: Der militärische Zusammenbruch der Mittelmächte.	458
21	«Als Sieger brutal, als Besiegte verächtlich»: Deutschlands Weg aus dem Krieg	478
	Eine schreckliche Rechnung ist aufgelaufen und muss bezahlt werden	507

Anhang

Danksagung	524	– Abkürzungen	526	– Anmerkungen	527	–	
Bibliographie	604	– Kartenverzeichnis	649	– Bildnach-			
		weis	650	– Personenregister	651	– Ortsregister	659

Einleitung

Am 26. Oktober 1918 meldete sich der schwedische Militärattaché, Oberst Nils Adlercreutz, beim Chef des deutschen militärischen Nachrichtendienstes, Oberstleutnant Nicolai, der, wie viele andere Europäer in diesen Monaten, grippekrank im Bett lag. Adlercreutz entschuldigte sich bei Nicolai, der für die Betreuung der ausländischen Militärattachés zuständig war, für sein ungewöhnliches, aber dringendes Anliegen. Das, «was er jetzt tue, entspräche zwar nicht seinen Pflichten als neutraler Militärattaché, nachdem er aber vier Jahre lang unseren militärischen Kampf miterlebt habe, fühle er sich als Soldat und Kamerad verpflichtet zu sprechen. Er beschwöre mich, dass wir die Waffen nicht niederlegen, er kenne die Berichte seiner Kameraden aus Paris und London. Ich frage nicht nach Einzelheiten, entnehme aber aus seinen Andeutungen, dass in beiden Hauptstädten und Regierungen dieselben inneren Schwierigkeiten gegen die Fortsetzung des Krieges beständen, wie bei uns und der feindliche Kampfwille vor dem Zusammenbrechen gegenüber der auch ihnen drohenden bolschewistischen Gefahr stehe, wenn Deutschland festbliebe.» Nicolai dankte dem schwedischen Obristen für seine Intervention, doch sie käme zu spät, «da Ludendorff heute Vormittag entlassen sei».¹

Sicherlich war Ende Oktober 1918 ein später und exzentrischer Moment, die deutsche Führung zu weiterem Widerstand aufzufordern. Doch Adlercreutz war nicht der einzige, der meinte, Deutschland müsse und dürfe noch nicht aufgeben. Walther Rathenau, Chef der AEG, zeitweise Leiter der Kriegsrohstoffabteilung im preußischen Kriegsministerium und später Außenminister der Weimarer Republik, träumte in diesen Tagen von einer «levée en masse», von einem Wiederaufflammen des deutschen Widerstandsgeists.² Regierung und Oberste Heeresleitung diskutierten in sich jagenden Sitzungen die Möglichkeit zu weiterem Widerstand. Selbst in diesem dramatischen Augenblick, in dem Reiche und Millionenheere

zerfielen und die kriegführenden Gesellschaften vor der Revolution standen, gab es bei vielen intelligenten und kritischen Zeitgenossen Zweifel, ob das Deutsche Reich militärisch besiegt sei, ob die deutsche Führung nicht zu früh die Nerven verloren habe und alle Mittel zum erfolgreichen Widerstand tatsächlich erschöpft waren. Diese Zweifel sollten, in Form der Dolchstoßlegende, später noch geschichtsmächtig werden und viel Schaden anrichten.³

Der Unglaube des Herbstes 1918, dass Deutschland den Krieg verloren habe, spiegelt die Tatsache wider, dass die Zeitgenossen einen anderen Ausgang erwartet hatten. Selbst jene, die als Pessimisten oder Realisten galten, wurden von der Heftigkeit und Plötzlichkeit des Zusammenbruchs überrascht. Die Gegner hatten sich noch einige Monate zuvor «mit dem Rücken zur Wand» gesehen,⁴ und der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann, dessen Name das Synonym für einen Verständigungsfrieden war, hatte Anfang 1917 seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, dass Deutschland bis Kriegsende seine militärische Überlegenheit werde behaupten können.⁵

Die historische Perspektive veränderte das Urteil. Die Niederlage der Zentralmächte im Herbst 1918 wirkt in der Rückschau wie das hochwahrscheinliche Resultat des Krieges, als Sieg der bei weitem stärkeren Partei. Die wahre Frage des Ersten Weltkriegs laute, wie der amerikanische Historiker Jay Winter urteilte, warum Deutschland und seine Verbündeten überhaupt so lange durchhalten konnten.⁶ Aus der Erfahrung zweier verlorener Weltkriege heraus wirkt die Idee, dass Deutschland über Jahre hinweg für praktisch unbesiegbar gehalten wurde, fast lächerlich. Die Kritik an diesem Glauben ist auch durchaus berechtigt; wir blicken auf ein katastrophales Scheitern der deutschen Politik und nichts kann und darf diese Erkenntnis verwässern. Und doch ist unsere Sicht unausweichlich durch die Erfahrung der Weltkriege geprägt. Die Idee, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg verlieren musste und dass dies sehr früh feststand, ist unhistorisch und lenkt von dem Faktum ab, dass der Krieg sehr lange «auf Messers Schneide» stand und auch anders hätte ausgehen können. In welchem Umfang dies der Fall war, ist eine zentrale Frage dieses Buches. Hier sollen zwar nicht mit «was wäre, wenn»-Argumenten unfruchtbare Gedankenspiele getrieben werden, etwa in dem Stil von Schriften der Zwischenkriegszeit wie dem Buch des Generals Max Hoffmann mit dem bezeichnenden Titel «Der Krieg der versäumten Gelegenheiten».

Sein sehr lange offenes Ergebnis – so meinte beispielsweise der britische Premierminister David Lloyd George in seinen Memoiren, dass der Krieg leicht anders hätte ausgehen können⁷ – ist aber unverzichtbar, um die Radikalisierung des Krieges zu verstehen und die faktische Unmöglichkeit eines akzeptablen Friedens; die Härte der Sieger und gleichzeitig die fehlende Bereitschaft des Verlierers, das Ergebnis zu akzeptieren.

Daran knüpfen sich eine ganze Reihe von weiteren Fragen, nämlich die nach den militärischen Operationen, die nach den Kriegszielen und die nach einem Kompromissfrieden. Standen die deutschen Kriegsziele einem politischen Kriegsende im Weg, als sich zeigte, dass der Krieg militärisch nicht schnell zu entscheiden war? Was wollte die deutsche Gesellschaft durch den Krieg politisch erreichen? Hierauf kann es keine einzelne Antwort geben, nur Antworten, die sowohl die sich oft widersprechenden Entscheidungszentren des kaiserlichen Deutschland in den Blick nehmen als auch die sich wandelnden militärischen und politischen Umstände dieser viereinhalb Jahre Krieg berücksichtigen müssen, um Brüche, Entwicklungslinien und auch Kontinuitäten aufzeigen zu können. Um die deutsche Gesellschaft besser fassen zu können, habe ich auf Hans-Ulrich Wehlers Modell der «Herrschaftszentren» zurückgegriffen, also Kaiser und Hof, Reichskanzler und Diplomatie, den Reichstag, auch als Spiegel der deutschen Öffentlichkeit, und das Militär, vor allem die OHL und die Marineführung.⁸ Auch Wehlers Vorstellung vom «polykratischen Chaos» erwies sich als hilfreich.

Natürlich spielt das militärische Geschehen bei der Frage, wie und warum das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor, eine zentrale Rolle. In diesem Buch geht es daher auch um Schlachten und ihre Folgen, es geht um strategische Weichenstellungen und ihre Gründe, ihre Befürworter und Gegner; es geht darum, wie die Beurteilung militärischer Möglichkeiten durch die verschiedenen Herrschaftszentren die politischen Ziele beeinflusste und umgekehrt, und auch, wie sich die politischen und militärischen Strukturen des Deutschen Reiches und die individuellen Besonderheiten einzelner Hauptakteure auf diese Strategie auswirkten.

Ich glaube, ein Buch über einen kriegführenden Staat, das mit der nationalen notwendigerweise nur einer Teilperspektive auf das fast globale Geschehen folgt, rechtfertigen zu können, obwohl ich keinesfalls bestreite, dass Krieg grundsätzlich hochgradig interaktiv ist und daher nach einem inter- oder transnationalen Ansatz verlangt, wie ihn beispiels-

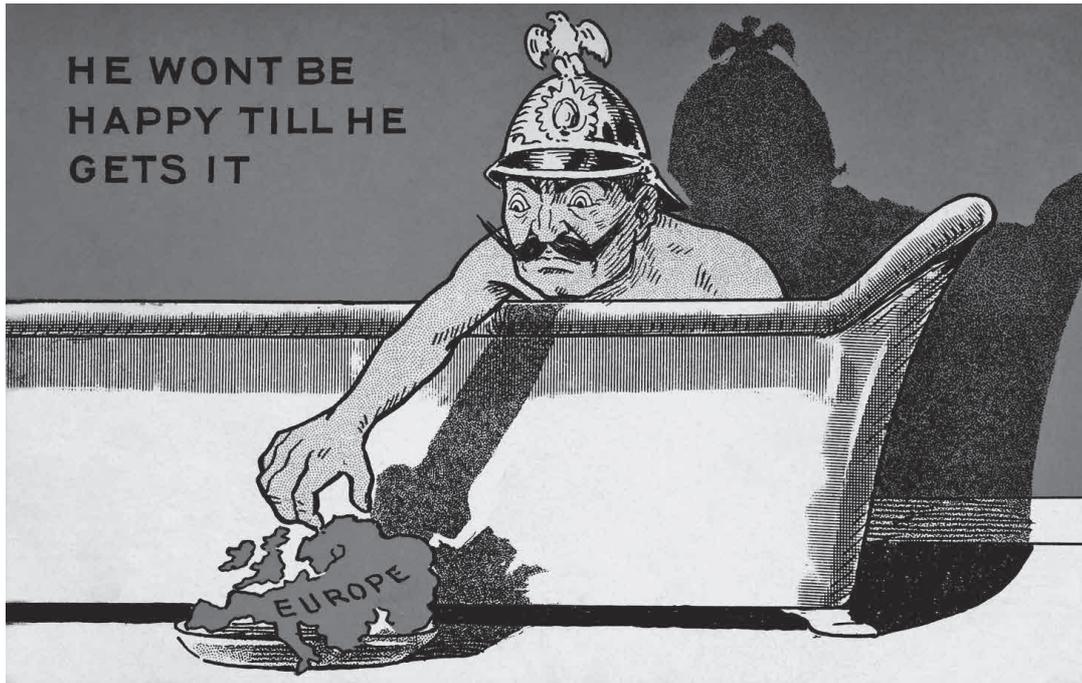


Abb. 1 Wilhelm II. – das Symbol des deutschen Imperialismus

weise Jay Winter, Hew Strachan, David Stevenson, Adam Tooze oder Jörn Leonhard in ihren Geschichten des Ersten Weltkriegs umgesetzt haben.⁹ Und doch halte ich eine «nationale» Perspektive für legitim und erkenntnisbringend. Sie war schließlich die der damals Handelnden und erlaubt uns daher die Rekonstruktion und damit das Verstehen ihrer Entscheidungen. Verstehen bedeutet selbstverständlich nicht Billigung und darf auch nicht mit dem Versuch der Entlastung gleichgesetzt werden.

Die Beschränkung auf das Deutsche Reich erlaubt außerdem einigermaßen detaillierte Antworten auf die Frage nach den Kriegszielen. Den politischen Willen «der» deutschen Gesellschaft des Ersten Weltkriegs zu ermitteln, ist unmöglich. Das Deutsche Reich hatte 1914 etwa 65 Millionen Einwohner und hob während des Krieges über 13 Millionen Soldaten aus. Die Zahlen allein machen deutlich, dass es letztlich nur darum gehen kann, Eindrücke aus den Quellen zu verdichten und Plausibilitäten anzubieten. Es geht darum zu zeigen, wie bestimmte Ansichten entstanden, sich durchsetzten und im politischen und militärischen Handeln niederschlugen. Oder, wie Thomas Nipperdey gesagt hätte, es geht auch darum, die «Nebenstimmen» und die «Hauptstimmen» zu unterscheiden, und das in einem gewaltigen Chor, der eine solche Unterscheidung unter-

schiedlicher Stimmen ungeheuer erschwert.¹⁰ Hier könnte eine endlose theoretische Literatur, angefangen bei Jürgen Habermas, herangezogen werden, um der Frage nach dem politischen Wollen und dem kommunikativen Handeln intellektuellen Glanz zu verleihen.¹¹ Letztlich wird in diesem Buch aber mit dem Werkzeug des Historikers operiert, der versucht, aus möglichst vielen unterschiedlichen Quellen wie Tagebüchern, Briefen, Parlamentsreden, amtlichen Schreiben militärischer und ziviler Herkunft, Autobiographien und bisweilen auch Photographien eine möglichst dichte Beschreibung der damaligen Vorgänge und ein möglichst plausibles Bild der Entscheidungsvorgänge und des «Willens» der Mehrheit, oder der sich durchsetzenden Minderheit, zu rekonstruieren.¹²

Das wissenschaftliche Motiv für dieses Buch ist, dass die Standardinterpretation der deutschen Politik und Strategie im Ersten Weltkrieg meines Erachtens in die Irre geht und einer Korrektur bedarf; einer Korrektur, die übrigens schon mehrfach von hochkompetenten Wissenschaftlern wie etwa Georges-Henri Soutou versucht wurde, ohne dauerhafte Erfolge gegen den Mainstream zu erzielen.¹³ Dieser Konsens geht in die Richtung, in der Nachfolge Fritz Fischers dem Deutschen Reich weitausgreifende imperiale Pläne zuzuschreiben, die es in diesem Krieg habe verwirklichen wollen, und an denen es, vor allem unter der praktisch diktatorischen Führung der Militärs, allzu lange festhielt. Vor allem in der angelsächsischen Literatur scheint mir diese Sicht der Dinge fest verankert und hat die Funktion eines dominanten Narrativs und auch einer Sinnstiftung des Ersten Weltkriegs. Wenn das Deutsche Reich abenteuerliche Eroberungspläne hatte, dann war es im Interesse der Freiheit und der Menschheit unbedingt notwendig, diese zurückzuschlagen.

Diese Fragen wurden vor Jahrzehnten erregt diskutiert, vor allem im Umfeld der Fischer-Kontroverse.¹⁴ Diese brachte auch die Bücher hervor, die bis heute die Standardwerke zum Thema sind. Es handelt sich um Fritz Fischers «Griff nach der Weltmacht», das zentrale Buch über deutsche Kriegsziele, und Gerhard Ritters «Staatskunst und Kriegshandwerk». In vier Bänden untersuchte Ritter das Verhältnis von Politik und Militär in Deutschland; zweieinviertel der Bände beschäftigen sich, als Gegenwerk zu Fischer konzipiert, mit dem Ersten Weltkrieg. Beide Bücher sind exzellente Forschungsleistungen, aber zeitgebunden; Ritters Werk wird von Historikern sogar als «weitgehend vergessen» bezeichnet.¹⁵ Die dichte und auch feindselige Debatte führte selbst bei den Protagonisten zu

Ermüdungserscheinungen. Gerhard Ritter klagte kurz vor seinem Tod, ihm hänge «das Herumstreiten mit Fischer zum Halse heraus».¹⁶ Und spätestens ab Mitte der 1970er Jahre geriet das so heißdiskutierte Thema der deutschen Kriegsziele und politischen und militärischen Strategie zunehmend außer Sicht. Vielleicht galt es nach den jahrzehntelangen kolossalen Forschungsanstrengungen als ausgeforscht. Vielleicht spielte auch eine Rolle, dass die erwähnten Werke bereits auf ungewöhnlich dichten Studien und Quelleneditionen basierten, von denen Teile schon in der Zwischenkriegszeit publiziert worden waren. Damit schienen Forschungen zu grundsätzlich anderen Fragen, wie etwa der Sozialgeschichte des Krieges, dringender als weitere Studien zu den Themen Strategie, Kriegsziele und Politik. Von dort entwickelte sich das Interesse an der Mentalitäts- und Alltagsgeschichte, an der Kulturgeschichte, der Geschichte der Heimat und der Frauen im Ersten Weltkrieg, der Minderheiten und Deserteure und schließlich am Konzept der «Gewaltgeschichte».¹⁷

Diese Forschungen haben eine Reihe interessanter und innovativer Studien hervorgebracht und viele neue Sichtweisen auf das Geschehen eröffnet. Doch sie liefern in zunehmender Ausschließlichkeit die Geschichte von «Opfern» des Krieges. Was die «Verantwortlichen» angeht, die politischen und militärischen Entscheidungsträger, leben wir von Forschungen, die inzwischen fast sechzig Jahre alt sind. Ihr Alter allein wäre ein unzureichender Grund, sich diesem Thema wieder zuzuwenden. Doch stehen uns heute auch eine Reihe zusätzlicher Quellen zur Verfügung, die ergänzende Einblicke ermöglichen. Ich möchte hier beispielsweise die Lyncker-Kriegsbriefe hervorheben, die ein ganz ausgezeichneter Seismograph für die Stimmungen und Hoffnungen in der deutschen Führung sind, sowie die bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen von Oberstleutnant Nicolai, dem Chef des militärischen Geheimdienstes.

Hinzu kommen aber auch neue Sichtweisen und Deutungen der politischen und strategischen Weichenstellungen Deutschlands im Ersten Weltkrieg, die nicht mehr vom «*irae et studio*» der Zeitgenossen geprägt sind. Der Erste Weltkrieg ist inzwischen Geschichte; eine sehr unglückliche, aber eine vergangene; und es geht nicht mehr um Schuldzuweisungen oder deren Abwehr, sondern um das Verstehen, wie es dazu kommen konnte und warum sich der Krieg so entwickelte, wie er es tat.

Dieser Konflikt hätte als Remis enden können und, wie ich hier dar-

legen werde, fast müssen, und die deutsche Führung musste schwere Fehler begehen, um ihn zu verlieren. Diese Fehler, und ihr Kontext, werden hier analysiert. Dabei sollen die Zusammenhänge zwischen politischen und strategischen Entscheidungen und den Überzeugungen der deutschen Gesellschaft herausgearbeitet werden. Dies wird deutlich machen, wie zentral der knappe Ausgang des Krieges für die weitere Entwicklung des 20. Jahrhunderts war.

I

**HYBRIS:
IM BEWUSSTSEIN
DER STÄRKE**

Der Weg in den Krieg

Und wenn die Welt voll Teufel wär
und wollt uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,
es soll uns doch gelingen.

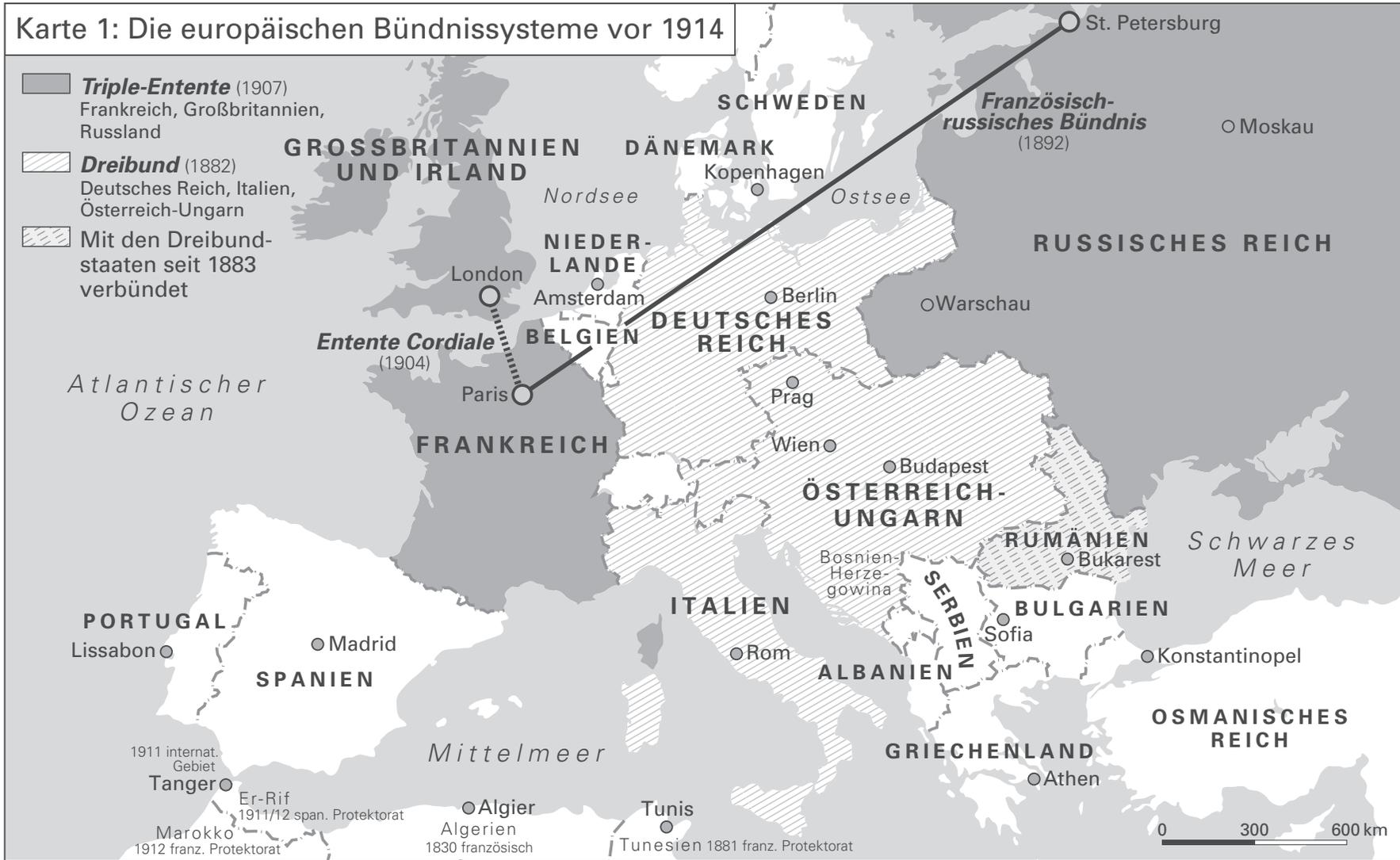
Martin Luther, Eine feste Burg ist unser Gott

Am 31. Juli 1914, nach der Ausrufung des «Zustandes drohender Kriegsgefahr», eilte der bayerische Militärbevollmächtigte in Berlin, General v. Wenninger, ins Kriegsministerium. «Überall strahlende Gesichter, Händeschütteln auf den Gängen, man gratuliert sich, daß man über den Graben ist. Gerüchte von dem Ultimatum auch an Frankreich – einer meint, ob dies denn nötig sei, sich auch Frankreich aufzupacken, das sich doch wie ein Karnickel drücke; General v. Wild meint: «Nur wir möchten die Brüder doch auch dabei haben.»¹ Ähnliche Siegesgewissheit beseelte offenbar die gesamte Führungsspitze der Armee. Der kaiserliche Flügeladjutant Max von Mutius, der an den entscheidenden Beratungen um Krieg und Frieden Ende Juli und Anfang August 1914 teilgenommen hatte, schrieb in seinen Erinnerungen: «Über die weiteren Chancen und die Dauer des Krieges zerbrach ich mir absichtlich nicht den Kopf. Dass wir ihn aber schließlich irgendwie gewinnen würden, das war glücklicherweise unser aller Überzeugung.»²

Der Leichtsinn, mit dem diese Soldaten den Ausbruch eines Weltkriegs bejubelten, wirkt umso erstaunlicher, als niemand sich über die

Karte 1: Die europäischen Bündnissysteme vor 1914

- Triple-Entente** (1907)
 Frankreich, Großbritannien,
 Russland
- Dreibund** (1882)
 Deutsches Reich, Italien,
 Österreich-Ungarn
- Mit den Dreibund-
 staaten seit 1883
 verbündet



I. Hybris: Im Bewusstsein der Stärke

Ausmaße des kommenden Krieges täuschen konnte. Ein Weltkrieg war von vielen Zeitgenossen als europäische Katastrophe gefürchtet worden.³ Das war auch nicht verwunderlich angesichts der Ausmaße des kommenden Konflikts. Schon seit den 1870er Jahren glaubten militärische Planer, Politiker und auch die breitere Öffentlichkeit, dass ein zukünftiger Krieg in Europa sich nicht begrenzen lassen, sondern eine kontinentale Auseinandersetzung werden würde. Der sozialdemokratische Abgeordnete Georg Ledebour stellte im Juni 1913 im Reichstag fest, es sei seit Jahrzehnten eine selbstverständliche Tatsache, dass ein Krieg, sollte er ausbrechen, ein europäischer Koalitionskrieg sein werde.⁴ Die Ursachen dafür waren die europäische Machtdynamik und vor allem die sich gegenüberstehenden Allianzsysteme, nämlich der Dreibund zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien von 1882 und seine in der Sprache der Zeit als britisch-französisch-russischer «Dreiverband» oder «Triple Entente» bezeichneten Gegner. Es handelte sich dabei um ein Geflecht aus Allianzen und Absprachen, das aus der französisch-russischen Allianz von 1892, der französisch-britischen Entente Cordiale von 1904 und einem britisch-russischen Vertrag von 1907 bestand.

Doch die Größe des Konflikts war nur ein Aspekt, der eigentlich abschreckend hätte wirken müssen. Hinzu kamen die waffentechnischen Entwicklungen in den Jahrzehnten vor 1914, die Erfindung von Flugzeugen und U-Booten, die Einführung von Lastwagen und Funk, vor allem die gewaltige Steigerung der Feuerkraft durch verbesserte Artillerie, durch Maschinengewehre (im deutschen Heer 1901 eingeführt⁵) und mehrschüssige Magazingewehre. Sorgfältige Untersuchungen des Kriegsbilds vor 1914 und Auswertungen der militärischen Fachzeitschriften dieser Zeit haben ergeben, dass die Experten die technischen Entwicklungen richtig einschätzten und verstanden, was die Steigerung der Feuerkraft für das Gefecht der Zukunft bedeuten würde.⁶ Ein Kontinentalkrieg zwischen den europäischen Allianzen würde wegen des Standes der Waffentechnik und der Größe der aufeinanderprallenden Heere kein «frisch-fröhlicher Krieg», sondern eine verheerende Katastrophe sein. So unterschiedliche Zeitgenossen wie Marx' Weggefährte Friedrich Engels, der Sozialdemokrat August Bebel und der Generalstabschef Helmuth v. Moltke (der Ältere) sahen voraus, dass jeder europäische Krieg ein gewaltiger Kontinentalkrieg sein werde, in dem Millionenheere jahrelang gegeneinander kämpfen würden.

Und doch jubelten die Soldaten des Kriegsministeriums bei der Mobilmachung; vielleicht auch, weil sie geglaubt hatten, ihre militärische Karriere ganz im Frieden verbringen zu müssen und einen Krieg nicht mehr erleben zu dürfen. Aus der Einsicht in die Größe und Vernichtungskraft eines Zukunftskrieges wurden nämlich zwei gegenläufige Folgerungen gezogen, die letztlich beide dazu beitragen sollten, den Krieg auszulösen. Die erste war ein weitverbreitetes Gefühl, dass eine solch apokalyptische Auseinandersetzung zwar eintreten könne, aber, wegen ihrer Unkontrollierbarkeit, wohl nicht so leicht eintreten werde.⁷ Der polnische Bankier Ivan Bloch schrieb ein mehrbändiges Buch über die Auswirkungen des modernen Krieges, die er für so vernichtend ansah, dass er Kriege zwischen den Großmächten für politischen Selbstmord hielt.⁸ Im Tenor ähnliche politische Arbeiten erschienen bis 1914 mehrere. 1910 publizierte Norman Angell eine Schrift mit dem Titel «The Great Illusion», in der er es für unmöglich erklärte, dass es in einem modernen Krieg einen Sieger geben könne; sie wurde sofort in mehrere Sprachen übersetzt. Der deutsche Diplomat Richard v. Kühlmann gab 1913 ein Buch mit der Titel «Deutsche Weltpolitik und kein Krieg» heraus, in dem er jede nationale Notwendigkeit für einen Krieg verneinte.⁹ Der Sekretär von Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, Kurt Riezler, verfasste ein Büchlein «Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart».¹⁰ Dieses im Herbst 1913 geschriebene Werk vertrat die Ansicht, dass trotz starker nationalistischer Tendenzen ein großer Krieg zwischen den europäischen Bündnissystemen unwahrscheinlich, ja wegen der verheerenden Konsequenzen eines großen Krieges praktisch unmöglich sei. «Die Bündnissysteme verdunkeln also jede Kalkulation und sind schon deshalb eminent friedenserhaltend.»¹¹ Diese Erwartung senkte das Risikobewusstsein, was sich während der Julikrise fatal bemerkbar machen sollte.

Die zweite Folgerung ging in die entgegengesetzte Richtung. Sie verkannte nicht, dass ein europäischer Kontinentalkrieg extreme Gefahren mit sich bringen würde, suchte ihn aber trotzdem führbar zu machen. Viele Soldaten und Politiker der Epoche glaubten, dass der Krieg ein permanentes Element der Politik sei und daher ein unentrinnbares Schicksal. Auf ewigen Frieden zu vertrauen, schien naiv und gefährlich; daher war es notwendig, sich der Herausforderung zu stellen, auch einen europäischen Kontinentalkrieg vorzubereiten, ihn führen und gewinnen zu können. Trotz der Gefahren und Unwägbarkeiten brannten viele Soldaten darauf,

sich dieser Probe zu stellen; und die Armeen des kaiserlichen Deutschland strotzten vor Selbstbewusstsein, sie letztlich zu bestehen.¹² Der größte Teil dieses optimistischen Glaubens an das eigene militärische Können basierte auf vergangenen Erfolgen, vor allem dem Sieg von 1871 gegen Frankreich. In den Einigungskriegen hatte sich gezeigt, dass Preußen/Deutschland seinen Nachbarn Österreich und Frankreich in einer isolierten Auseinandersetzung militärisch eindeutig überlegen war – und zwar zahlenmäßig wie auch methodisch, unter anderem durch systematische Generalstabsarbeit und geschickten Einsatz der Eisenbahn bei Aufmarsch und Mobilisierung. Selbstverständlich gab es immer wieder auch warnende Stimmen, sich nicht zu sehr auf Erfolge der Vergangenheit zu verlassen. Generalstabschef Graf Waldersee schrieb 1891: «Man lebt von unseren Erfolgen von 1870, hat die Zuversicht, daß unsere Armee jeder anderen überlegen ist, und weiß natürlich die Verhältnisse dieser anderen Armeen nicht richtig zu beurteilen.»¹³ Dieses Überlegenheitsgefühl wurde in der Regierungszeit Wilhelms II. durch ein rasantes Wachstum von Bevölkerung und Industrieproduktion weiter angeheizt. Das Kaiserreich war, nach Russland, 1914 die bevölkerungsstärkste Nation in Europa mit etwa 65 Millionen Einwohnern, während Frankreich, als wahrscheinlicher Hauptgegner, in seinem Wachstum stagnierte und nur vierzig Millionen Einwohner hatte.

Die deutsche Öffentlichkeit fühlte sich als militärische Hegemonialmacht Europas. Das lag teilweise an einem «Kanonen-, Soldaten- und Schiffezählen», also dem Ressourcenvergleich Deutschlands mit seinen wahrscheinlichen Gegnern,¹⁴ nämlich dem russisch-französischen Zweibund. Es basierte aber auch auf dem gewaltigen Rückhalt, den die Armee in der deutschen Bevölkerung besaß, und dem Vertrauen in die Kompetenz der militärischen Führung. Die Streitkräfte wurden nicht als notwendiges Übel akzeptiert, sondern waren Gegenstand des Stolzes und der Verehrung; eine Haltung, die auch als wilhelminische Militärfreudigkeit oder -frömmigkeit beschrieben wurde.¹⁵ Das Phänomen des «Folklore-militarismus» war zeitgenössisch und nicht auf Deutschland beschränkt,¹⁶ hier aber doch besonders ausgeprägt. Das Militär gehörte zum Leben fast aller Männer des Kaiserreichs, denn zum aktiven Militärdienst kam der Reservistenstatus. Die regional organisierten Kriegervereine waren mit fast drei Millionen Mitgliedern die größte Massenorganisation des Kaiserreichs, größer als alle Parteien, größer als die Gewerkschaften.¹⁷